

Die Arme um meine vor Kälte schlotternden Knie geschlungen, ließ ich mich vom Titanen in den sternensüßen Kosmos tragen.

Mit dem Brandungswirbel des unvergleichlichen Finales barg ich mein Gesicht in den Händen. Jetzt durfte nichts mehr geschaut sein, denn diese Welt mußte nur durch den Klang nach innen gehen.

Der Schlußakkord warf mich in eine neue Einsamkeit zurück. Das kurze Glück aus Minuten häufte unsagbaren Schmerz in mich, voll von Sehnsucht und Tränen ... Ein Glück, daß es für unsere Seele auch so etwas wie Heilmittel gibt. Mit meinem Radioapparat unter dem Arm kam ich aus dem All in mein Zimmer zurück und ließ mich völlig ermattet aufs Bett fallen. Dann begann ich die Therapie meiner schwingenden Seele mit der alltäglichsten meiner Verrichtungen – Einheizen!

Die Überlegung, wie reichhaltig mein Abendessen ausfallen sollte, entwand mir geschickt die imaginäre Türschnalle zum Kosmos, die ich wenig zuvor noch umklammert hatte.

Was würde da noch alles auf mich zukommen, welche Weiten waren noch möglich in dieser Welt? Mir war, als hätte mir die Musik auf dem Bahnsteig eine Vorschau auf tausend Möglichkeiten gegeben. Ja, als hätte ich selbst schon im Hören dieser Sphärenmusik Tage, Wochen, Jahre in einer kreisenden Vor- und Rückschau durchlebt und sei in wenigen Minuten um vieles gealtert und zugleich ewig jung geworden. Daß es soviel Neues gab! Ich war vollkommen leer nach diesem einzigartigen musikalischen Erlebnis und wollte nur noch schlafen, tief schlafen, damit die Botschaft dieser erhebenden Stunde in der Wärme meiner Wolldecken in aller Ruhe mit mir eins werde ...

\*

Als ich am Morgen erwache, ist es bitter kalt im Zimmer. Schlotternd gehe ich ans Einheizen. Ich treibe mich zur Eile an, denn wenn Edmund von der Galzigbahn herüberkommt, soll es wenigstens hier herinnen gemütlich sein. Als ich angekleidet bin und mir das Gesicht waschen will, hindert mich eine dicke Eisplatte in der Wasserkanne daran. Neugierig gehe ich zum Thermometer am Bahnsteig: minus 20 Grad. Da kann ich mir mit der Morgentoilette noch Zeit lassen, denn bei dieser Kälte haben es auch die Schifahrer nicht eilig. Gemütlich mache ich mich an die Zubereitung des Frühstücks. Als ich mich am Kaffee erfreue, kommt Edmund zur Tür herein. Den Anorak hat er wie ein Polarforscher bis über die Nase zugezogen, seine Brauen sind dicht mit Rauhreif besetzt. Es dauert einige Zeit, bis er aus der dicken Vermummung herausfindet und sich

Sofort rücke ich mir einen Stuhl in die Nähe des Ofens, denn ich bin nicht nur neugierig, was es mit diesem Hansi auf sich hat, ich will auch Edmunds Bereitschaft, eine Geschichte zum besten zu geben, nicht ungenützt verstreichen lassen. In seiner Stanzertaler Mundart weiß er immer noch zusätzliche Akzente in seine an sich schon farbige Erzählkunst zu bringen. Die schriftliche Wiedergabe seines Erzählertalentes kann jedoch selbst in einem gut gelungenen Versuch nur ein verzerrtes Bild der Wirklichkeit geben. Die Urwüchsigkeit und die packende Art, mit der er seinen Vortrag zu gestalten weiß, sind ja zur Hauptsache aus der kräftigen Mundart gespeist. Diese hingegen wäre in geschriebener Darstellung unweigerlich bis zur Groteske entstellt.

Die Vorahnung einer leidenschaftlichen Interpretation und die Gewißheit, in mir einen aufmerksamen Zuhörer zu haben, stimulieren Edmunds Mimik und lassen seine Zahnücke markant in Erscheinung treten ...

„Es ist noch gar nicht so lange her, da ist zum Peter, dem Wagenführer von der Galzigbahn, an einem betriebsschwachen Tag kurz vor zehn der Feuerstein gekommen. Er hat den Peter ersucht, die Zeit zu stoppen, die die Kabine für die Fahrt vom Berg ins Tal benötigt. Er wolle nämlich einen neuen Kanadierschlitten ausprobieren und hätte gern gewußt, wie lang er ins Tal hinunter braucht. Peter hat sich nichts gedacht dabei und die genaue Zeitkontrolle zugesagt. Der Hansi aber hat inzwischen schon seinen Helfer Albert vom Pistendienst dazu überredet, sich – sozusagen per Hetz und Gaudi – als Testperson auf das Brett schnallen zu lassen, damit sie gemeinsam den Ernstfall über die Kandaharabfahrt hinunter proben können. Daß er sich auf die Zeitnehmung von Peter unbedingt verlassen konnte, war dem Feuerstein klar. Er hat nur aufs Anfahren der Kabine warten müssen, und schon ist er den Hang hinunter.“

Die Art, wie und wo Edmund in seinem Sprechen die Pausen setzt, läßt mich die geschilderte Situation schon nach ihrer Einleitung in solcher Direktheit nacherleben, daß ich, neben dem Ofen sitzend, ein leichtes Frösteln verspüre. Mit dem erzählten Verlauf der Fahrt steigert Edmund unmerklich den Fluß seiner Rede. Durch ausholende Gestik und den Vortrag im Stehen macht er das Geschehen bildhaft.

„Der Feuerstein ist ein wilder, aber auch ein sehr sicherer Fahrer, denn nicht umsonst läßt man ihn die Verletzten ins Tal führen. Weder der Peter noch der Albert haben gewußt, daß es bei dieser Fahrt um eine Wette gegangen ist.“

„Da find' ich nichts Besonderes dran“, unterbreche ich Edmund, „der Feuerstein hat die Strecke genommen wie immer, nur mit dem Unterschied, daß er sich das erste Mal dafür interessierte, wie schnell er ist.“

„Das meinst du, bist ja noch nie auf ein Kanadierbrett gebunden gewesen“, entgegnet Edmund etwas ungehalten, worauf ich beschließe, ihn nicht mehr zu unterbrechen, und er steigert sich mehr und mehr in einen Redefluß hinein.

„Stell dir vor! Bis zum Stein ist er alles durchgeschossen. Es ist ja kaum zu glauben, wenn man weiß, wie unbändig so ein beladenes Brett nachschiebt. Die Wächte hat er auch übersprungen, und mit zwei Schwüngen war er schon im Ziehweg unten ...“

„Das ist nicht möglich“, werfe ich ein, denn der Verlauf dieser Strecke ist mir aus meinen Fahrversuchen bekannt.

„Es war so, wie ich sag‘“, erhitzt sich Edmund, und jetzt weiß ich, daß ich ihn nicht mehr unterbrechen darf. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß er zur Schilderung dieser Wettfahrt nichts erfunden hat.

„Astiger Boden und Kanonenrohr ist er natürlich auch bolzengerade hinunter und dann – ist es passiert! Im Moos drunten, am Schweinbichl, hat der Hansi einen Sprung von gut acht Meter gemacht, und bei dem Sprung hat sich der Albert fast die Zunge durchgebissen, und gleich drauf hat er den Mund voll Blut und Eis gehabt. Er war ja auf dem Brett mit dem Kopf in Fahrtrichtung angegurtet, da kann man sich vorstellen, wie sein Gesicht im Sog vom lockeren Pulverschnee schon zugedeckt war.“

Edmund macht eine Pause, aber ich verhalte mich trotzdem ruhig. Mit dem Ausdruck ehrlicher Betroffenheit bringt er seinen Bericht zum Abschluß: „Der Feuerstein ist mit seiner ‚Probefuhr‘ sicher wie immer zur Talstation gekommen, das Gesicht vom Albert aber war bereits blau angelaufen. Mit höchstem Einsatz und viel Glück haben sie dann den Armen gerade noch vorm Erstickungstod bewahren können. Ingenieur Wildung, der zufällig zur peinlichen Aktion dazugekommen ist, hat getobt wie ein preußischer General vor geschlagener Mannschaft. Wie sie dann gesehen haben, daß der Albert am Leben bleibt, waren sie natürlich gleich darum bemüht, daß die Sache nicht unter die Leut‘ kommt. Aber, wie es so ist im Leben, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht sorgen. Für den Albert und für’n Hansi war’s jedenfalls ein Glück, daß der Blödsinn noch gut ausgegangen ist!“

Nach Edmunds Schlußwort ist es für mich unschwer zu erkennen, daß er sich einen Kommentar von mir erwartet.

„Um was ging denn eigentlich diese Wette“, will ich wissen. Und Edmund berichtet mir auch noch von den Hintergründen dieser verwegenen Fahrt, so wie man sie ihm erzählt hat. Demnach hatten zwei amerikanische Gäste eine Wette darüber abgeschlossen, ob der Hansi in der Lage sei, mit einem Verletzten auf dem Kanadierbrett in der selben Zeit

vom Berg ins Tal zu kommen, die die Seilbahn für die Strecke benötigt. Das waren zu dieser Zeit exakt zehn Minuten. Feuerstein hatte für seine tollkühne Fahrt nur siebeneinhalb gebraucht. Daß er damit zugleich einen Rekord aufgestellt hatte, der für alle Zeiten unantastbar bleiben sollte, wußte im Augenblick des unmittelbaren Geschehens freilich noch niemand. Fürs erste hatte ihn sicher die gewonnene Wette über Alberts Empörung hinweggetröstet.

\*

Am nächsten Morgen, die Kälte ist noch ungebrochen, kommt Edmund etwas später als gewohnt zur Station. Seinen Anorak hat er wieder bis über die Nase zugezogen, was an Haaren noch im Gesicht ist, ist voll Eis und Schnee. Als er sich vom Anorak befreit und neben dem Ofen eine Weile warmgeklopft hat, sagt er: „So eine Kälte, ich hab' schon geglaubt, mir fallen die Ohren ab. Und der Wind macht alles noch beißender. Na, heut' werden wir wohl einen ruhigen Tag haben, wer wird denn bei dieser Kälte Schifahren?“ Ich teile seine Meinung und stelle nochmals Wasser für einen Kaffee zu. Vor dem Fenster wirbeln die Schneefahnen durcheinander. „Ein Glück, daß du schon so gut eingeheizt hast“, sagt Edmund, als er sich genüsslich an der heißen Kaffeeschale seine Hände wärmt. „Bei dieser Kälte wohl kein Wunder“, wehre ich seine Anerkennung ab, da schrecken wir auf.

Wie Gespenster sind plötzlich drei Gestalten vor dem Fenster aus dem weißen Brodel gekommen, und ihre Schuhe klopfen auch schon hohl die Holzstufen herunter.

„Wo kommen denn die her?“ fragt Edmund, und gleichzeitig stehen wir auf und gehen hinaus.

Wir haben große Mühe, unseren Schrecken nicht herauszuschreien. Drei Schitouristen wanken auf uns zu. Mit schmerzverzerrten Gesichtern heben sie uns ihre Arme in flehender Geste entgegen. Mir geht der Anblick der drei Männer durch Mark und Bein, ich spüre, wie ich selbst zu schlottern anfangen, und es ist Edmund, der die Lage voll erfaßt und handelt.

„Kommt herein, um Gottes Willen, kommt herein!“ Jetzt sehen wir, ohne daß einer der drei ein Wort sagen muß, was geschehen ist.

Eisverkrustet im Gesicht und mit steifen Schianzügen wanken sie auf das Bett und die Stühle zu und lallen in schwer verständlichen Wortfetzen durcheinander. Dann tappeln sie zum Ofen, schrecken zurück, einen gespenstischeren Anblick hat es in meinem Leben noch nicht gegeben.

In Sekunden ist Edmund und mir alles klar. Die drei haben sich auf dem Weg zur Ulmer Hütte verirrt und sind die ganze Nacht in der Nähe der Station durch den tiefen Schnee gewatet, bei eisigem Wind, stockdunkler Nacht und minus 20 Grad – ein Wahnsinn.

Wir helfen ihnen aus der Überbekleidung, was gar nicht so einfach ist. Dann kommt das Schlimmste. Ich sehe ihre erfrorenen Füße. Das sind nur mehr Eisklumpen, die beim gegenseitigen Berühren ein klopfendes Geräusch geben. Ich hätte in dieser Situation mit meiner mühsam verborgenen Verzagtheit wohl kaum eine Hilfe für die Verirrten sein können, wenn nicht Edmund bei mir gewesen wäre, der durch seine Erfahrungen im Krieg auch in dieser Stunde mannhafte Ruhe bewahrt. In meinem Erbarmen für die Unglücklichen ist es mir der einzige Trost, daß die drei Männer die Nacht im Freien überhaupt überlebt haben.

Edmunds klare Anordnungen lassen mir keine Zeit, die auf ihren Stühlen zitternden Gestalten zu bedauern. Als er das Ausmaß der Erfrierungen erkannt hat, reißen mich seine Worte aus der Betroffenheit: „Sie dürfen nicht im Warmen bleiben“, sagt er mit schärferem Ton, als man ihn in einer solchen Situation erwartet. Dann zu mir: „Du machst Tee und füllst mir den Kübel voll Wasser. Den bringst du dann mit drei Stühlen und allen Decken in die Maschinenhalle. Ich schau inzwischen, daß Heinrich die Rettung erreicht oder sonst etwas organisieren kann.“

Jetzt geht alles Schlag auf Schlag. Ich bemühe mich mit äußerster Konzentration, die Anordnungen Edmunds exakt auszuführen, denn dadurch bleibt mir weniger Zeit, die armen Teufel zu bemitleiden, und außerdem muß ich nicht so oft ihre erfrorenen Füße sehen mit den blauen Schwellungen und, etwas höher, den angeklebten Unterhosen, die mit Urin getränkt sind, den sie in der Kälte nicht mehr halten konnten. Zum Glück ist meine Trinkwasserkanne fast voll, und so ist auch für die ersten drei Kübel genug Wasser da. Ich trage die Stühle in den Maschinenraum und stelle sie nebeneinander auf. Beim Hinsetzen, von Edmund und mir gestützt, fällt uns jeder der drei beinahe über die Lehne zurück, so hilflos torkeln sie auf ihren gefühllosen Beinen um ihre eigene Achse.

Sorgfältig taucht Edmund ihre Füße ins kalte Wasser, hebt sie wieder heraus und klopft sie an verschiedenen Stellen mit dem Handtuch ab. Es ist ein ungewöhnliches Bild: drei deckenvermummte, schweigende Gestalten lassen, auf ihren Stühlen hockend, die vielleicht rettende Fußwaschung über sich ergehen. Noch sind sie zu sehr mit den erlittenen Strapazen beschäftigt, um das Geschehen voll realisieren zu können.

Als der Tee fertig ist, gebe ich ihnen die belebende Flüssigkeit löffelweise ein, daß sie die Hände unter der Decke nicht hervornehmen müs-

sen. Aus ihren ersten, sehr leise und unzusammenhängend vorgebrachten Worten wird offenbar, daß es sich um drei Elsässer handelt, denen die große Kuppe hinter der Station auf ihrem nächtlichen Weg zur Ulmer Hütte zum Verhängnis geworden ist. Dort haben sie den nächsten Markierungspfosten nicht mehr ausmachen können, weil an dieser Stelle der Wind am ärgsten tobte. In der Dunkelheit aber getrauten sie sich an keiner Stelle abzusteiigen, und die Station, zu weit südlich von ihrem Weg, fanden sie nicht. Die Nacht muß bei der herrschenden Kälte den dreien zur Ewigkeit geworden sein.

Mit der Aufgabe, nochmals Tee aufzustellen, kann ich für kurze Zeit in mein Zimmer und muß so nicht dauernd bei der für die Männer unangenehmen Prozedur dabei sein. Ich schrecke zusammen, als das Telefon klingelt. Heinrich teilt mir mit, daß in einer Viertelstunde die Rettung zur Talstation kommen werde und wir bis dahin die Männer transportfähig machen sollen. Als ich Edmund diese Meldung bringe, zeigt er sich zufrieden und meint, daß er ohnehin nicht viel mehr für die Männer tun könne. Vielleicht sei aber das Auftauen für eine mögliche Rettung der erfrorenen Gliedmaßen sehr wichtig gewesen, gibt sich Edmund zuversichtlich.

In der Zwischenzeit habe ich mich um die Bekleidung der noch immer arg gezeichneten Männer gekümmert, wengleich in der kurzen Zeit die Schianzüge nicht durchzutrocknen sind, selbst wenn sie ganz knapp am Ofen hängen. Für jeden aber habe ich wenigstens ein Paar trockene Socken, die ich ihnen mit Freude überlasse, wenn sie nur das Schlimmste verhindern helfen.

Gemeinsam machen wir die drei Elsässer für die Reise fertig. Edmund spricht ihnen Mut zu und gibt noch ein paar Hinweise für ihr Verhalten im gegebenen Zustand. Mit unserer Unterstützung können sich alle drei wieder mühsam auf den Beinen halten. Wir geben die Stühle in die Kabine und lassen die Männer auch für die kurze Fahrzeit von dreieinhalb Minuten in ihre Decken gewickelt. Edmund begleitet die drei „Aufgetauten“ ins Tal. Sie versprechen uns, sich zu melden, wenn sie wiederhergestellt seien.

Mich fröstelt, als ich im Führerstand die Hebel betätige. Behutsam fahre ich an, so, als bedürften die armen Kerle jetzt noch mehr der aufmerksamen Umsorgung, da sie unterwegs sind in eine ungewisse Zukunft. Würden ihre Zehen, ihre Füße durch ärztliche Kunst gerettet werden? Wir wissen es nicht.

Edmund ist vollkommen fertig, als er mit der Kabine heraufkommt. Auch ihm ist die Sache sehr nahe gegangen, aber er äußert sich mir ge-

genüber nicht zu diesem Vorfall. Er legt sich wortlos aufs Bett, murmelt ein paar unverständliche Sätze und ist fast augenblicklich in erholsamen Schlaf gefallen. Ich schalte, um mich von dem Ereignis abzulenken, leise Musik ein und schaue durchs Fenster in die unwirkliche Helle hinaus, durch die in kreisenden Fahnen die Schneewehen über den Grat stieben. Im stillen, besinnlichen Aufnehmen dieser Stunde ist es mir plötzlich, als sei ich in einer sehr kurzen Zeit reifer geworden.

Schon kurz nach diesem Vorfall installieren wir in Absprache mit der Betriebsleitung in der Einfahrtshalle eine starke Leuchte, die ich fortan bei schlechter Witterung über Nacht einzuschalten habe.

Bei der Galzigbahn aber entschließt man sich, in Hinkunft uneinsichtige Touristen bei unverantwortlichen Witterungsverhältnissen, und schon gar am Abend, nicht mehr auf den Berg zu befördern. Die drei Elsässer haben sich ja, wie so viele vor ihnen auch, bei ihrem Fortgang von der Galzig-Bergstation damit hervorgetan, daß sie ja immerhin Karte und Kompaß bei sich hätten und das Stück Weg bis zur Ulmer Hütte schon schaffen würden. Doch bei dichtem Schneetreiben, Gegenwind, großen Abständen der Markierungen und noch dazu stockdunkler Nacht ist man auch mit diesen hochgelobten Hilfsmitteln sehr schnell am Ende. Diese Wegweiser funktionieren meistens dann am besten, wenn man sie nicht braucht. Verlässlichste Stützen sind in so ernsten Fällen die eigene Kraft und der Wille zu überleben.

Ein gut zwei Monate zurückliegendes Erlebnis kommt in mein Erinnern. Ich war von der Galzig-Bergstation mit den Skiern auf dem Weg zur Christoph-Bergstation. Es hatte ziemlich Neuschnee gemacht, und da mir meine Kollegen auch keine Felle leihen konnten, wurde der Aufstieg sehr mühsam – und zudem war ich erst bei einbrechender Dunkelheit von der Station losgegangen. Die Freileitungsmasten im Abstand von 35 Meter ließen mich den Weg getrost in Angriff nehmen. Was ich nicht wissen konnte, war, daß bereits vom Steißbachtal her Nebel aufgezo-gen war. Nach der Kuppe, etwa auf halbem Weg zur Station, hatte ich im rechten Winkel nach Westen abzubiegen. Im tiefen Pulverschnee ging es viel beschwerlicher aufwärts als auf der Piste. Plötzlich fiel mir auf, daß ich schon längere Zeit an keinem Masten mehr vorbeigekommen war. Es wird schon wieder einer kommen, dachte ich, und doch war ich fast augenblicklich voll Unruhe.

Dann fuhr mir auch schon der Schrecken durch alle Glieder, denn ich hatte feststellen müssen, daß ich meinen linken Schistock nur mehr mit hocherhobener Hand in den Hang drücken konnte, mein rechter Stock hingegen, nach unten gestreckt, den Schnee kaum berührte. Da wußte

ich mit aller Deutlichkeit, daß ich vom Weg abgekommen und in die Schwarze Wand hineingeraten war, eine lawinenträchtige Flanke auf dem Weg zwischen Galzig-Bergstation und Arlensattel.

Was durfte ich in dieser Situation noch tun, ohne Gefahr zu laufen, bei einem falschen Manöver augenblicklich abzustürzen. Eine Spitzkehre war unmöglich; ich wäre mit Sicherheit samt Schneebrett oder Lawine die Flanke hinuntergestürzt.

Mit höchster Konzentration schob ich mich Meter um Meter in meiner Spur zurück und tatsächlich konnte ich, ohne eine Lawine abzutreten, in eine geringere Hangneigung kommen. Aber wo war ich? Dunkelheit und Nebel um mich. Was blieb mir zu tun, um meine Station doch noch zu erreichen? Nichts war im Dunkel um mich auszumachen, was mir eine Ahnung geben hätte können, wo ich mich befand. Nochmals losstapfen, allein mit Hoffnung und Zuversicht? Nein, dafür war mir die Gefahr, ein zweites Mal in die Schwarze Wand hineinzugeraten, zu groß. Da ich schon Zeichen von Erschöpfung an mir festzustellen glaubte, entschloß ich mich, ein Schneeloch zu graben. Als ich mit meiner Arbeit so weit vorangekommen war, daß ich sitzend schon beinahe bequem Platz finden konnte, hatte ich, an den geringen Aushub gelehnt, eine Pause gemacht und plötzlich Lichter gesehen, weit drunten im Stanzerthal. Und da hatte ich auch meine Richtung wieder, stieg unverzüglich an und kam zu meiner Bergstation.

\*

An jenem Abend, da am Sternenhimmel über dem Arlberg für mich die Botschaft Beethovens aufgestiegen war, tat ich noch im Einschlafen den Schwur, nimmer von dieser Musik zu lassen. Doch mein Vorsatz und die Realität begannen schon bald darauf auseinanderzuklaffen.

Die Geschehnisse um die Bahn und meine Verstrickung in die Belange technischer Entwicklungen haben meinen geistigen Freiraum unerwartet eingeengt. Nach den arbeitsreichen Tagen besitze ich nicht mehr die Kraft, mich in Musik und Literatur zu vertiefen. Am Steuerungsteil des Antriebs ist noch einiges fertigzustellen. Wanasky aus Wien ist sehr interessiert daran, aus der kalten Maschinenhalle baldigst hinauszukommen. Ich habe ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen und muß mir dafür einige Nächte um die Ohren schlagen. Mein Körper ist aber auf zusätzliche Belastungen nicht eingestellt. Er braucht seinen Schlaf. So kommt es zu lustigen Situationen während dieser Nachtarbeiten mit dem Wiener Monteur. Oft erhält er keine Antwort auf seine Fragen, wenn er

im Steuerschrank kniet und ich hinter ihm stehe – schlafend allerdings. Und wenn er mich um zwei Uhr früh bittet, Tee zu machen, komme ich nur selten zurück, weil ich mich, vom Schlaf überwältigt, aufs Bett geworfen habe. Das zugestellte Wasser kocht dahin, bis der Topf leer und die Platte rotglühend ist. Erst als ich ihm einen Schalthebelanschlag, der mit einigem Feilen anzupassen ist, verstümmle, erkennt er meine physischen Grenzen und schickt mich schlafen. In der Folge ist es aber trotzdem nicht so, daß ich mit dem Abschluß der von der Firma befohlenen Arbeiten aller Aufträge ledig gewesen wäre.

Edmund kommt beinahe jeden Morgen mit einem Kopf voll neuer Einfälle und Verbesserungsvorschläge. Er lebt mit der Bahn, und ihr Geschick ist seines. Ein unerschöpflicher Ideenreichtum läßt ihn nicht zur Ruhe kommen, bis er, einen aufgenommenen Gedanken stets weiterentwickelnd, an seiner Werkbank wieder etwas Neues geschaffen hat.

Dieses faszinierende Zusammenspiel von Idee und Wirklichkeit, dieses Lösen aller auftretenden Probleme durch Edmunds geistreiche Einfälle und geschickte Hände ist für mich immer wieder ein neues Gewahrwerden menschlicher Fähigkeiten. Edmund zeigt mir bereitwilligst alles, was er weiß und kann. Vom kunstvoll gedrehten Schornsteinfegerbesen bis zur verläßlich funktionierenden Mausefalle, von der feurgelöteten Zielfernrohrmontage eines Jagdgewehres bis zur Reparatur einer Taschenuhr aus Großvaters Zeiten.

Hier wird mir zum ersten Mal das Entscheidende und Wesentliche an den Menschen von großer Begabung bewußt: daß sie die Produkte ihrer geistigen Vorstellungskraft unmittelbar und ohne viel fremdes Zutun in etwas Praktisches und Funktionierendes umzuwandeln verstehen. Schon nach den ersten Monaten der Zusammenarbeit mit Edmund weiß ich, daß er ein Genie ist.

# Bergfrühling

Vom A-Mast laufen Rinnsale durch geteerte Risse im Holz zu Boden. Die kleinen aperen Stellen um die Station beginnen schon um die Mittagszeit zu dampfen. In verspielter Ornamentik glänzen Wassertropfen an der Dachrinne vor dem tiefblauen Himmel. Endlich Wärme!

Es riecht nach gelben Grasbüscheln, nach sonnenwarmen Schindeln und, je nach Tageszeit, nach dem Rauch meines Ofens.

Das Frühjahr tritt im Hochgebirge mit unglaublicher Heftigkeit die Regentschaft an. Der steile, fast senkrechte Einstrahlwinkel der Sonne zieht die Latschenbündel oft von einer Stunde auf die andere unter dem firnigen Schnee hervor und verwandelt den schneebedeckten Hang in kürzester Zeit in eine braune Fläche. Schon nach Tagen zeigen sich auf den schneefreien Flächen die farbenfrohen Boten der wärmeren Jahreszeit.

In diesem jubelnden Übergang der Natur, der jede Person, jeden stummen Gegenstand mit neuerwachter Heiterkeit zu umglänzen scheint, in diesem warmen Lufthauch unbändiger Lebensfreude darf ich für manche Stunde in St. Christoph drunten meinen Träumen vom erfüllten Leben nachhängen.

Wenn ich in süßem Nichtstun auf einem Brett neben der Talstation im gläsernen Leuchten des Frühjahrsschnees liege, brennt die Sonne auf meinen Kopf, daß die Haare einen eigenen Geruch annehmen. Das Gesicht ist mit einem Stück Zeitung geschützt, beim Öffnen der Augen spüre ich das Nußöl als leichtes Brennen. Streicht der Geruch von Sonnencreme, vermischt mit dem Duft der Frauen in den Liegestühlen um mich, an meiner Nase vorbei, weiß ich: Das ist kein Traum, das ist mein Leben; das schönere Leben bei der Talstation, erfüllt von Wärme, Ruhe, Stimmen, Frauen und Gerüchen. Mache ich einen Blick in die Runde, habe ich das Hospiz vor mir, den Brunnenkopf, die Hochspannungsmasten und die braungebrannten Gesichter hübscher Mädchen, die ihre kecken Brüste in leichter Verhüllung der Sonne entgegenhalten. In regelmäßigen Abständen kommen Schilehrer lässig an den Liegestühlen vorbei, sich des zentralen Mittelpunkts, den sie in dieser Schöpfung einnehmen, voll bewußt.

An solchen Tagen muß nichts Außergewöhnliches geschehen. Die Zeit ist von den ersten Lichtstrahlen bis zum staunend verfolgten Sonnenuntergang auf der Bergstation für mich ein Karussell der Empfindungen, Träume und Hoffnungen. Im Umgang mit den Gästen aus aller Welt komme ich bald dahinter, daß mir das Aufregendste von allem, was mich tagsüber blendet, lachend umschreitet und mit verschiedensten Düften zu tiefem Atemholen anhält, am Abend fehlt – das Weibliche!

Die Vielfalt an verführerischen Wintersportlerinnen ist jedoch so neu für mich, daß ich in dieser Hinsicht kaum Aktivitäten setze. Ich lasse es vorwiegend dabei, meine Freude darüber zu fühlen, daß ich auf dieser Welt bin. Das ist zudem ein einfaches Glück, bei dem ich nicht Gefahr laufe, in unliebsame Verstrickungen zu geraten. Die Tatsache, daß ich von Kollegen ob meiner Zurückhaltung öfters gehänselt werde, ist mir völlig egal.

Die Nordseite der Bergstation behält, unberührt von milden Frühlingslüften, ihren Geruch – den Geruch der kleinen Geschäfte. Die Betriebsleitung hat sich noch immer nicht entschließen können, die beiden Aborte einer baulichen Sanierung zuzuführen oder sie wenigstens in eine provisorische Funktion zu versetzen. „Es fahren alle wieder hinunter“, ist die lapidare Antwort meines Chefs, wenn ich das Problem zum wiederholten Mal vorbringe. Daß den einsamen Gipfelbewohner ein menschliches Rühren anfallen könnte außerhalb der Zeit, da die Bahn verkehrt, wird nach wie vor nicht in Erwägung gezogen. Noch weniger der Umstand, daß ich mich durch die unkontrollierbare Selbsthilfe diesbezüglich bedrängter Gäste auf den ausapernden Flächen neben der Station von unliebsamen Überraschungen regelrecht eingekreist sehe.

Mein von Anfang an guter Kontakt zu den Kollegen hat sich durch die Zusammenarbeit gefestigt, ja, ich darf mich sogar in dem Bewußtsein glücklich fühlen, als einer der ihren angenommen zu sein. Daran ändern auch kurzzeitige Verdüsterungen nichts, für die manches Schelmenstück der Männer von der Galzighahn sorgt.

Die Angestellten beider Bahnen bilden eine verschworene Gemeinschaft, deren wichtigstes Merkmal selbst dem aufmerksamen Beobachter verborgen bleibt, weil es in der Öffentlichkeit nie als ein Ganzes in Erscheinung tritt. Es ist die Selbstverständlichkeit, mit der einer für den anderen da ist, wenn man seiner Hilfe bedarf. Unliebsame Vorkommnisse werden mit einem Augenzwinkern aus der Welt geschafft oder, wenn es sein muß, durch das Zupacken aller verfügbaren Kräfte in Harmlosigkeit verwandelt. Aller Augenmerk ist stets darauf gerichtet, daß für die beiden Chefs alles in Ordnung ist, was immer auch passieren mag.

Dieser unvergleichliche Zusammenhalt sollte auch mir in einigen Fällen, in einem aber besonders, zugute kommen.

Das Umfeld meiner Betätigung hat sich inzwischen durch die vertretungsweise Übernahme von Fahrdiensten für die Galzigbahn und der Behebung anfänglicher Störungen an einem provisorischen Schlepplift in St. Christoph erweitert. Von der Betriebsleitung wird eines Tages plötzlicher Bedarf an zusätzlichem Personal verkündet, und allenthalben ist die Rede von einer neuen Bahn. Es muß also etwas Größeres im Gang sein. Edmunds und meine Anfragen an den Ingenieur bleiben vorerst jedoch mehr oder weniger unbeantwortet.

Die Wintersaison ist zu Ende, und der Sommer macht schon die letzten Rinnen und Mulden schneefrei – da geht es los.

Ich bin in der Galzig-Bergstation, um mich in der kleinen Kantine mit einem Abendessen zu verwöhnen. Auch möchte ich etwas über den Wahrheitsgehalt der umlaufenden Gerüchte in Erfahrung bringen. Als ich zum Heimgehen aufbreche, kommt Ingenieur Peyerl auf mich zu und bittet mich, mit ihm in seine Wohnung zu kommen, die sich in der Bergstation befindet. Wir sind dort schon einige Male beisammengesessen.

Peyerl hat zu dieser Zeit noch immer die fixe Idee, mir den Vater ersetzen zu müssen, weshalb er des öfteren meinen „gefährdeten“ Weg mit allerlei Verboten und Beobachtungen durchkreuzt. Mich berührt das wenig, denn er ist andererseits in vielen nützlichen Belangen um mich besorgt. So gibt er mir aufschlußreiche Bücher über das Seilbahnwesen und erklärt mir die wichtigsten Formeln zur Berechnung von Materialbahnen und einfachen Liften. Auf meine Wißbegier hin arbeiten wir verschiedene Aufgaben aus, schriftlich, mit Rechenstab und überschlägig.

Durch Übereifer seinerseits ist unser Vater-Sohn-Verhältnis eingetrübt worden, in der Folge unternimmt keiner von uns beiden etwas, es wieder aufzufrischen. Dabei war der Anlaß geradezu lächerlich. Eines Abends saß ich in der Kantine der Galzig-Bergstation. Wir waren eine gemütliche Runde: Peter, Oswald und noch andere. Ich hatte großen Durst und bestellte mir ein Bier und einen Schnaps, weil ich erhitzt war. Plötzlich stand der Ingenieur vor mir, stellte ein Tortenstück und ein Glas Apfelsaft vor mir ab und nahm schweigend mein Bier und den Schnaps zur Schank hinüber. Ich war einen Augenblick still. In unser Staunen hinein sagte Peyerl mit genüßlichem Grinsen: „Für junge Menschen ist das sicher gesünder.“ Einer plötzlichen Eingebung folgend, antwortete ich darauf ziemlich knapp: „Gute Idee“, und machte mich über die Torte, denn ich wollte meinen Chef nicht provozieren. Als er fort war, meldeten sich meine Kollegen mit Entrüstung; weshalb ich mir

das gefallen lasse und so weiter. Ich aber behielt meine Meinung für mich und ging auf meine Station zurück. Trotz der harmlosen Situation habe ich damals die Einmischung Peyerls als ärgerliche Maßregelung empfunden. Inzwischen ist die Sache längst vergessen, und mein Chef rückt mit seinem Anliegen heraus:

„Wir müssen das Zugseil der Materialbahn zur Ulmer Hütte auswechseln“, beginnt er ohne Umschweife.

Ich staune. Was haben „wir“ plötzlich mit der fremden Bahn zu tun? Aber gleich geht es weiter: „Wenn Sie damit einverstanden sind, ist an Ihre Mithilfe bei dieser Montage gedacht. Sie gehen sehr sicher und schnell, sodaß Sie in der Hauptsache als Melder vorgesehen sind. Wenn nichts beobachtet oder übermittelt werden muß, sind Sie beim Montagetrupp von Herrn Kloser. Die Sache kann einige Tage dauern, vielleicht auch länger. Das weiß man nie im voraus, speziell in diesem Fall, weil uns ja der Zustand der Anlage nicht bekannt ist.“ Pause. Ich sage ebenfalls nichts, denke mir aber: Da steckt etwas dahinter. Er scheint meine Gedanken erraten zu haben und holt, sich räuspernd, aus: „Sie haben vielleicht schon davon gehört, es wird eine Bahn gebaut.“

„Zur Ulmer Hütte?“ frage ich erstaunt.

Peyerl grinst genüßlich, so wie es viele tun, wenn sie ein Geheimnis preisgeben können.

„Es geht jetzt nur um Vorarbeiten. Mit der kleinen Bahn befördern wir einiges, was wir für die große, für die eigene Materialbahn von der Ulmer Hütte zum Gendarm brauchen. Dort kommt nämlich die Zweierstütze der neuen Bahn hin – vom Galzig auf die Valluga! Wenn Sie also mitmachen wollen beim Seilzug, dann teile ich Sie Herrn Kloser zu. Doch Sie müssen sich Proviant mitnehmen, denn um auf der Ulmer Hütte Mittag zu machen, sind Sie zu tief im Gelände.“

„Warum führt nicht Edmund den Montagetrupp?“, frage ich unvermittelt. Doch Peyerl scheint meine Frage zu überhören und sagt: „Wer soll denn auf der Christoph-Bergstation sein? Auf unsere Ausschreibung hin hat noch keiner angebissen. Nicht jeder arrangiert sich mit den gegebenen Verhältnissen so gut wie Sie!“

Peyerls Aussage ist eindeutig gegen mich gerichtet. Ob wohlwollend, oder um mich an einen zurückliegenden Vorfall zu erinnern, kann ich im Moment nicht heraushören. Vielleicht erinnert er sich meiner Pflicht, verirrtten Schitouristen in meinem Domizil schützende Unterkunft zu gewähren. In dieser tätigen Nächstenliebe kann ich es mir nicht immer aussuchen, ob die Unterschlupf Suchenden männlichen oder weiblichen Geschlechts sind. Ich bin nur darum besorgt, daß sie im Schneesturm